

Zeitschrift: Pionier: Organ der schweizerischen permanenten Schulausstellung in Bern
Herausgeber: Schweizerische Permanente Schulausstellung (Bern)
Band: 46 (1925)
Heft: 7-8

Artikel: Emanuel Lüthi : seine Lebensbeschreibung [Teil 5]
Autor: Schrag, A. / Lüthi, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-269092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PIONIER

Organ

des Schweizerischen Schulmuseums in Bern

XLVI. Jahrgang. **N^o 7/8.** **Bern, den 15. August 1925.**

Preis pro Jahr: Fr. 2 (franko), durch die Post bestellt 20 Cts. mehr.

Anzeigen: per Zeile 40 Rp.

Inhalt: Emanuel Lüthi (Fortsetzung). — Heimatkunde des Moossetales (Fortsetzung).

Emanuel Lüthi.

Seine Lebensbeschreibung.

Herausgegeben von Dr. A. Schrag. (Fortsetzung.)

An der Fastnacht wurde auf der nächsten Anhöhe ein grosses Feuer angezündet. Man umwickelte auch alte Wagenräder mit Stroh, zündete dieses an und liess das Feuerrad über den Abhang hinunterrollen. Zwischenhinein sangen meine Schüler ihre Lieder, und die Leute hatten ihre helle Freude daran, dieser Erfolg erwarb mir die Zuneigung der Eltern und Bekannten.

Da mein Religionslehrer Eduard Langhans damals als Kirchenreformer angegriffen wurde, richteten die Pfarrer Bähler in Murten und Hirsbrunner in Kerzers — dieser war zugleich Schulinspektor — ein wachsames Auge auf meinen Religionsunterricht. Nach einem einzigen Besuch meiner Religionsstunde zeigten sich aber beide ganz befriedigt. Nicht nur war ich gut vorbereitet, ich lehrte auch mit Ernst und Wärme.

Für die ganze Schule war nur eine Wandtafel vorhanden. Ich verlangte von der Schulkommission zwei weitere, um alle Schüler beständig beschäftigen zu können. Aber der Präsident Bonghi meinte, Stall sei auch ein guter Lehrer gewesen mit einer einzigen Wandtafel. Nachdem ich die Notwendigkeit der Neuanschaffung auseinandergesetzt hatte, wurde mir doch entsprochen. Von da an fand jeder Schüler am Morgen die Aufgaben für seine Klasse an der Wandtafel aufgeschrieben, damit keine Zeit verloren ging. So konnten gleichzeitig 10 Schuljahre entsprechend ihren Fähigkeiten beschäftigt werden.

Im Sommer kamen sehr viele Absenzen vor, und wenn die Eltern deswegen vor den Schulkommissionspräsidenten geladen wurden, hatten sie hundert Ausreden. Viele Schüler sahen den ganzen Sommer über das Schulhaus nur aus der Ferne. Darum verlor ich im Herbst sechs Wochen mit dem blossen Wiederholen, wodurch ein Drittel der Winterschule verloren ging. Ich sann nach, wie dieser Unordnung abgeholfen werden könnte. Von der Oberbehörde war nichts zu erhoffen; denn das Schulgesetz von 1848 schloß unter der ultramontanen Regierung. Ich stellte der Schulkommission vor, daß ohne Ordnung des Absenzenwesens die Schule nicht auf einen grünen Zweig kommen könne und erhielt den Auftrag, ein Reglement über die jährliche Unterrichtszeit und den Schulbesuch auszuarbeiten. Ich beantragte 12 Wochen Sommerschule. Aber damit stieß ich auf heftigen Widerstand. Um den Bauern entgegenzukommen, erklärte ich mich bereit, die Oberklassen (7.—10. Schuljahr) nur 6 Wochen zu unterrichten, und zwar 7—11 Uhr, also 24 Stunden wöchentlich oder insgesamt 144 Stunden; die untern Klassen sollten während 12 Wochen vormittags und nachmittags Unterricht erhalten. Dies war ein freiwilliges Entgegenkommen von meiner Seite.

Damit brachte ich aber die Schüler der Unterklassen so weit, daß sie im Winter im Lesen, Schreiben und Rechnen leicht beschäftigt werden konnten. Dafür stellte ich den Antrag, daß jede Abwesenheit mit 50 Rp. Busse bestraft werden sollte. Da die Schulkommission einsah, daß ich es mit der Schule ernst nahm und ich mir die doppelte Arbeitslast auferlegte, nahm sie meine Vorschläge an. Das Reglement sollte aber von allen Hausvätern unterschrieben werden. Alle unterzeichneten, ausgenommen der Müller, nicht aus Mangel an Schulfreundlichkeit, sondern aus Eigensinn.

Nach dem ersten Monat waren nur zwei Absenzen zu verzeichnen, statt Hunderte. Die nachlässige Mutter der fehlbaren Schüler begehrt auf, daß man eine arme Mutter derart plage. Der Präsident Berger nahm sie in Schutz; kein Oberamtmann sei so streng wie ich. Durch das traditionelle Erbarmen mit der faulen Familie war die ganze Schulordnung wieder in Frage gestellt. Das fühlte ich und erklärte: Nachdem alle Eltern durch Unterschrift sich bereit erklärt haben, Ordnung zu halten, müssen wir die Fehlbaren bestrafen nach Reglement, sonst müssen wir nachher andere auch laufen lassen, und dann werfe ich das Reglement in den Papierkorb.

Da widersetzte sich der Präsident der Bestrafung nicht länger. Das Reglement wurde so wirksam, daß die Schulkommission keine

Gelegenheit mehr hatte, zu strafen. Damit war die Hauptbedingung zur Schaffung einer guten Schule gegeben.

Damals studierte ich Pestalozzis Werke, die sich auf der Lehrerbibliothek in Murten vorfanden. Dabei erkannte ich den Widerspruch zwischen unserer Seminarmethodik und Pestalozzis Grundsätzen. Pestalozzi hob hervor, dass im Unterricht kein Schritt vorwärts getan werden dürfe, bevor die bisher behandelten Stoffe vollständig Eigentum des Schülers geworden seien. Also wurde bei ihm die Zahl 4 so lange geübt, bis die Schüler jede darauf bezügliche Frage sofort beantworten konnten. Im Lesen wurde jede Seite geübt, bis alle Schüler sie vollständig beherrschten; dann erst drängten sie selber weiter. An diese Grundsätze hielt ich mich. Nachdem bis im November der Zahlenraum 1—10 schrittweise durchgearbeitet war, genügten die paar Wochen bis Neujahr zur Eroberung des Zahlenraums bis 20. Die Schüler fanden es dann lustig, wenn ich bis 100 ging, und eines Morgens brachte mir ein Schüler das Einmaleins bis 100.

Im Winter entliess ich die Elementarschüler nach der 5. Unterrichtsstunde um 3 Uhr. Sie wollten aber immer eine Hausaufgabe haben und reklamierten im Chor, wenn ich ihnen keine stellte: «Schulmeister, mir hei no kei Ufgab!» Sie verlangten aber auch, dass ich ihre Arbeiten genau durchsehe und ihre Augen leuchteten, wenn die Aufgaben fehlerfrei gelöst waren. Die Kinder fühlten sich in der Schule zu Hause, wodurch ich das volle Zutrauen der Eltern gewann. So ruhte auf meiner Arbeit der schönste Segen, der einem Manne zuteil werden kann: die Freude am Beruf.

Zum Frühlingsexamen erschien Pfarrer Bähler und brachte auch den Ammann von Lurtigen mit. Beide folgten aufmerksam der Prüfung. Dem Ammann fiel die gespannte Aufmerksamkeit der Schüler auf, und am Schluss des Examens rief er mich auf die Seite und bot mir die Schule seines Dorfes an mit Fr. 1000 Besoldung, dazu Holz, Garten, Land und Wohnung. Damit wäre mein Einkommen verdoppelt worden. Ich zögerte jedoch keinen Augenblick, das Angebot abzulehnen und zu erklären, ich sei erst 1½ Jahre hier und es sei der grösste Schaden für die Schulen, wenn die Lehrer häufig Stelle wechselten. Der Ammann teilte den Inhalt dieses Gespräches dem Pfarrer mit. Dieser war hochofret darüber und erklärte, man müsse mir die Besoldung um Fr. 100 erhöhen, was denn auch geschah. Diese Mehreinnahme konnte ich gut brauchen, denn ich hatte noch Fr. 300 Seminarschulden; diese wären durch die Annahme der Stelle in Lurtigen in einem Jahre abbezahlt worden. Zudem waren meine Brüder

in ein Alter gekommen, wo einer nach dem andern ein Handwerk lernen sollte. Jeder hatte auf der Ersparniskasse in Bern ein Guthaben von Fr. 100. Trotz aller ausgestandenen Not hatte die Mutter diese Beträge nie angegriffen. Das Lehrgeld betrug aber Fr. 200 und deshalb musste ich noch Fr. 300 aufbringen, was mir mit vieler Mühe auch gelang. Da sich beim Schulhaus nur wenig und schattiges Land befand, mietete ich einen sonnigen Acker, wo Gemüse und Hanf gediehen. So konnten wir noch etwas verkaufen und für unsere Kleider «Werch» pflanzen. Das bereitete der Mutter eine besondere Freude. Bald besaßen wir Hemden, weitere Kleidungsstücke und Leintücher aus selbstgesponnenem Zeug.

Der eine Bruder lernte Schuster, der andere Wagner, der dritte Schneider. Von Kindheit auf wegen Armut verachtet und verstossen, zeigten sie wenig Anhänglichkeit an die Heimat und verliessen uns bald auf immer. Hans und Fritz zogen nach New Orleans; Gottfried siedelte sich später in Illinois an.

Mit meiner Gesundheit stand es oft nicht am besten. Ich litt an Schwächezuständen und kannte ihre Ursache nicht — Überanstrengung bei mangelhafter Ernährung. Dr. Schaller in Freiburg machte mir deswegen Vorwürfe. Sommer und Winter stand ich um 5 Uhr auf, ausgenommen am Sonntag. Am Sonntag nachmittag hatte ich noch Kinderlehre, an der auch Erwachsene teilnahmen. Darum war ich im Frühjahr ganz erschöpft; aber in den 20 Wochen Sommerferien konnte ich mich gut erholen bei Landarbeit und Spaziergängen mit dem Kollegen Jakob Häni in Courlevon, mit dem ich eine ewige Freundschaft schloss. Er war etwa 10 Jahre älter als ich, hatte in der Freiburger Kantonsschule bei Daguet eine sehr gute Bildung erhalten und lebte ganz seiner Schule und seinem Blumengarten. Er leitete ebenfalls eine Gesamtschule mit 10 Jahrgängen und war in seinem Dorfe hochgeachtet. In politische Fragen mischte er sich nicht; sie waren im Kanton Freiburg zu giftig und die Regierung war Wahlbehörde für die Lehrer!

Hännis Schule war eine Musterschule, und er arbeitete immer an seiner Ausbildung. Im Winter liessen wir uns häufig einen Weg von 3 Stunden nicht reuen, um an Vorträgen in Murten teilzunehmen. Am eidgenössischen Gesangfest in Bern legten wir sogar 7 Stunden zu Fuss zurück, um das Konzert im Münster anzuhören. Einmal unternahmen wir eine Reise auf die Berra und die Dent de Brenleire, übernachteten unter einer Wetzertanne und marschierten am folgenden Tage bis Kerzers. Unser grösstes Unternehmen war die sechstägige

Ferienreise über Boltigen und Lenk nach Sitten und über die Grimsel nach Meiringen. Wir legten bis 16 Stunden täglich zurück: morgens um 2 Uhr Abmarsch, nach dem Mittagessen Rast und nachher neue Marschleistung. Wir hatten Proviant mitgenommen, so dass uns die ganze Reise auf Fr. 18 zu stehen kam.

Die Sommerferien 1865 brachte ich in Cortaillod bei einer Familie Henry zu, und Prof. Borel erteilte mir Unterricht im Französischen. Im Sommer 1866 machte ich einen sechswöchigen Fortbildungskurs im Seminar Altenryf mit und hospitierte in der Töchterschule zu Freiburg bei Daguet in Geschichte.

Im Kanton Bern tobte um diese Zeit ein grosser Seminarstreit wegen des Leitfadens zum Religionsunterricht von Ed. Langhans. Die Leidenschaft stieg aufs höchste. Die Orthodoxen wollten nicht nur das Seminar, sondern auch den Erziehungsdirektor Kummer beseitigen.

Unser Schulinspektor Hirsbrunner hatte für seine Lehrerschaft eine Zeitung, «die Lawine», eingerichtet, für die jeder der Reihe nach einen Beitrag leisten sollte. Meine Arbeit, «Die Heilung des Blindgeborenen», behandelte den Religionsunterricht von E. Langhans. Sie wurde an einer Lehrerkonferenz zu Gempnach vorgelesen, während ich mich in Altenryf befand, und hinterliess einen mächtigen Einfluss.

Im vorigen Winter hatte ich mich an das Studium von Joh. v. Müllers Schweizergeschichte gemacht. Ich fand die Sprache dieses Werkes so ausserordentlich, dass ich grosse Abschnitte daraus abschrieb, auswendig lernte und für mich vortrug. Der Erfolg dieses Verfahrens übertraf meine Erwartungen; ich gewann an Genauigkeit und Abwechslung im Ausdruck und an Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Vortrag.

Zu Altenryf machte ich die Bekanntschaft mit Seminarlehrer Pauchard, einem tüchtigen Schulmann, und Prof. Daguet regte mich an zu Girardstudien. Im Franziskanerkloster traf ich noch P. Nicole Redli an, einen ehemaligen Schüler Girards. Ich erhielt Zutritt zur Kantonsbibliothek, wo sich Girards Schriften befanden. In den Jahren 1867—69 bearbeitete ich für die Lehrerkonferenz die Biographien von Pestalozzi und Girard. Über das Leben Pestalozzis hielt ich auch einen öffentlichen Vortrag im Schulhause zu Murten. Herr Pfarrer Bähler förderte mich, wo er konnte und sagte zu mir: «Es wird die Stadt, die auf einem Berge stehet der Menschen Augen unverborgen sein.» Ich fing an, kurze Artikel über das freiburgische Schulwesen in den «Murtenbieter» zu schreiben. Die Lehrerkonferenz des See-

bezirktes ordnete mich an die kantonale Lehrerkonferenz in Boll (Bulle) ab, wo ich beim Mittagessen einen Toast auf die 48er Regierung ausbrachte, der von der Versammlung mit rückhaltlosem Beifall aufgenommen wurde. Viele, die mich noch nie gesehen hatten, kamen zu mir, schüttelten mir die Hand und gaben ihrer Freude Ausdruck über mein unerschrockenes Auftreten.

Je mehr ich die freiburgischen Schulzustände kennen lernte, desto mehr festigte sich in mir die Übereugung, dass dort ohne Eingriff des Bundes alles zugrunde gehen müsse. Die tüchtigsten Lehrer mussten zum Wanderstabe greifen und die meisten, die ausharrten, sanken ins Elend. Wir hatten in Curlin einen sehr traurigen Fall, wo ein erblindeter Lehrer mit seiner Frau verhungert wäre, wenn wir ihn nicht ins Spital des reformierten Seebezirks hätten unterbringen können.

Der Bundesrat erliess 1869 an alle schweizerischen Behörden und Vereine die Einladung, Vorschläge zur Revision der Bundesverfassung einzureichen. Im Auftrag einer Volksversammlung kam der Volksverein in Murten im Oktober dieser Einladung nach, indem er eine Eingabe an den Bundesrat richtete; darin wurde auch die Volksschule als eine Bundesinstitution erwähnt.

Unterdessen war bei unsern protestantischen Gemeinden ein Kirchenstreit ausgebrochen. Abwechslungsweise wurde in den Schulhäusern von Courtepin und Gurmels durch einen benachbarten Pfarrer Gottesdienst abgehalten, und jetzt kam noch ein Hilfspfarrer hinzu, Pfarrer Ochsenbein, der in Murten wohnte. Pfarrer Bähler verlangte einen Kirchenbau, wozu die Familie v. Graffenried in Münchenwiler den Bauplatz schenken wollte, aber in einem Nebenauswinkel ohne Zufahrtsstrasse. Dieser Vorschlag begegnete allgemeiner Abneigung. Die neue Kirchgemeinde erstreckte sich von der Bernergrenze bei Liebistorf bis zur Waadtländergrenze bei Cormérod, eine Strecke von stark zwei Stunden. Die beiden Pfarrer wollten, dass die neue Kirche nach Gurmels komme, fast an die Bernergrenze, so dass die Kirchengenossen von Courtepin einen längern Kirchenweg gehabt hätten als nach Murten oder Freiburg, und es führte kein ordentlicher Weg nach Gurmels. Daher wollten die Leute von Courtepin von dem Kirchenbau in Gurmels nichts hören, sondern schlugen einen Bauplatz in der Mitte vor, in Cordast. Die Frage sollte an einer Kirchgemeindeversammlung in Courtepin entschieden werden. Die Bauern meines Schulkreises beauftragten mich, diesen Plan zu verfechten. Nachdem Pfarrer Ochsenbein seinen Standpunkt dargelegt hatte, verfocht ich

den andern. Darauf meldeten sich noch mehrere Redner. Zwei von unserer Seite liefen dummerweise vor der Abstimmung fort, so dass die Gegenpartei mit 58 gegen 57 Stimmen siegte.

Meine Leute hätten nun das Spiel für verloren gehalten. Ich wies aber darauf hin, dass nur eine Zufallsmehrheit zustande gekommen war und dass die Entscheidung beim protestantischen Hilfsverein liege. Es wurde beschlossen, eine Eingabe an diesen zu richten. Ich verfasste sie und erhielt in kurzer Zeit dafür 125 Unterschriften. Diese Petition ging ab und wurde zudem in der Berner Zeitung abgedruckt. Dieses Vorgehen gab der Angelegenheit eine andere Wendung. Eine Kommission erschien an Ort und Stelle und entschied zu unsern Gunsten, was in Gurmels grosse Erbitterung hervorrief. Bei einer Synodalwahl wollten die Murtener mich in die Kirchensynode wählen; meine Parteigenossen verfügten an der Versammlung über die Mehrheit; aber ich lehnte die Wahl ab.

Unterdessen hatte sich Pfarrer Bähler in Oberburg wählen lassen, weil die Pfarrerswitwen von Murten keine Pension erhielten, und Schulinspektor Hirsbrunner, Pfarrer in Kerzers, hatte aus demselben Grunde eine Pfarrstelle in Thierachern angenommen. Durch den Wegzug dieser Männer, die beide sehr schulfreundlich und mir gewogen waren, ging auch ein gutes Stück Freundschaft für mich verloren, was ich an der Abschiedskonferenz durch ein Gedicht zum Ausdruck brachte. Es war mir auch nicht gegeben, mich den Nachfolgern der beiden Pfarrer wieder in gleicher Weise anzuschliessen.

Damals dachte ich noch nicht, dass auch für mich die Stunde des Abschiedes bald schlagen würde. Am 1. Märzsonntagabend blieb ein junger Freiburger betrunken neben dem Schulhause liegen. Er wäre ohne Zweifel erfroren; aber ich kannte seine Familie im Nachbardorfe Walenried und eilte bergauf, bergab, ihr Mitteilung von der Lage zu machen. Dabei zog ich mir eine starke Bronchitis zu, wollte aber dennoch den Unterricht fortsetzen, wodurch das Übel arg verschlimmert wurde. Der Arzt, Dr. Schnyder in Freiburg, verbot mir den Unterricht. Wochenlang schwebte ich zwischen Leben und Tod und magerte ab, so dass die Freiburger zu mir sagten: «Schulmeister, du bist gräch.» Ich schlich herum; die Schwäche hielt an, so dass ich mich überzeugte, ich würde den Winter in Courtepin nicht aushalten können. Darum reichte ich auf den Herbst meine Demission ein, ohne Aussicht auf eine andere Stelle. Da verschaffte mir Pfarrer Hirsbrunner eine Anstellung als Buchhalter bei seinen Freunden, Rieder & Simmen, Buchdrucker in Bern.

Der Abschied von Courtepin, wo ich 7 Jahre lang ausgehalten und meine Kraft aufs äusserte angestrengt hatte, wurde mir nicht leicht; aber durch die Krankheit war ich gealtert und ich wollte mich nicht der Gefahr aussetzen, als kranker Mann samt meiner guten Mutter in meine Heimatgemeinde abgeführt zu werden. Merkwürdigerweise konnten meine Courtepiner nicht glauben, dass ich für immer von ihnen Abschied nehme. Sie hofften, ich komme im folgenden Frühjahr wieder und wollten mir auch die Besoldung erhöhen — «ich hätte nur reden sollen». Sie benahmen sich sehr brav und führten meinen Haushalt mit zweispännigen Wagen nach Bern, ohne etwas anzunehmen als ein Mittagessen. Sie hatten Mühe, einen Nachfolger zu erhalten, erhöhten die Besoldung auf Fr. 1000 und wählten einen unpatentierten, nichtsnutzigen Menschen, der mir einen Teil der 200 Mäss Kartoffeln stahl, die ich nicht zügeln konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Beiträge zur Heimatkunde des Moossetales.

Von *Fr. König* und *Fr. Nussbaum*.

(Fortsetzung.)

Das Quartär.

Das Quartär umfasst die Ablagerungen der historischen Zeit, das *Alluvium*, und die einer ihr unmittelbar vorausgegangenen Epoche, das *Diluvium*. Da dies die ältere der beiden ist, so wenden wir uns zunächst in unserer Besprechung ihr zu.

I. Das Diluvium.

Wir verstehen unter dem Diluvium Bildungen jener Epoche, die in mehreren Ländern der gemässigten Zonen durch die riesenhafte Entwicklung der Gletscher gekennzeichnet ist. Namentlich besaßen die Gletscher des Alpengebirges eine sehr grosse Ausdehnung, indem sie sich weit über das Mittelland ausbreiteten und sogar zeitweise den Jura überschritten. Zeiten grosser Gletscherausdehnung wechselten mit solchen starken Rückganges ab, offenbar als Folgeerscheinungen von Klimaschwankungen; eine beträchtliche Abnahme der mittleren Temperatur — von einigen Forschern wird diese Abnahme allerdings nur auf 3—4° geschätzt — und eine bedeutende Zunahme der Niederschläge in den Gebirgen, namentlich in fester Form (Schnee), führten zur Bildung der grossen Gletscher, während wärmere und trockenere